

Omer greift ein

„Fratopia“-Festival der Alten Oper

FRANKFURT Das Element des Jazz ist Improvisation. Demnach war der Jazzpianist Omer Klein beim Konzert-Marathon in der Alten Oper in seinem Element. Sein Partner beim ersten Teil des Auftritts, der Trompeter Sebastian Studnitzky, sagte, dass die beiden Musiker für ihr Zusammentreffen nicht proben konnten, dies aber kein Problem sei. Schließlich hätten sie zwanzig Jahre lang geübt, um einen Auftritt wie diesen auch ohne große Absprachen gut über die Bühne bringen zu können. In der Tat müssen Jazzmusiker reaktionsschnell, sensibel, anpassungsfähig sein, das Repertoire oder doch zumindest die traditionellen Formen und Akkordfolgen kennen, eben Improvisationskünstler sein.

Dass die beiden dafür alle Voraussetzungen mitbringen, bekamen die Zuhörer gleich bei den ersten beiden Stücken, Wayne Shorters „Oriental Folk Song“ und Thelonious Monks mittlerweile zu den Standards zählendem „In Walked Bud“, vorgeführt. Immerhin hat Monk, wie in Bebop-Zeiten häufig Brauch, seiner Komposition die Akkordprogressionen eines alten Irving-Berlin-Schlagers untergeschoben und nur eine neue Melodie, oder eher neue Motivsplitter darüber gelegt. Omer Klein hätte also auch zu Sebastian Studnitzky sagen können: Denke an „Blue Skies“, dann funktioniert auch „In Walked Bud“, falls du es nicht kennst.

Es war ein Fest der gegenseitigen Inspiration, das die beiden veranstalteten, wobei Klein mit seinem Einflüsterer meist die Rolle des Initialzünders übernahm, von dem sich der Trompeter anstecken ließ. Studnitzky ist im Übrigen ein Phänomen, hat er doch das Flüstern auf der Trompete perfektioniert. Das betrifft weniger die Half-Valve-Technik, das heißt die Praxis, Töne mit halb niedergedrückten Ventilen zu produzieren, als vielmehr sein ganzes Klangideal, zu dem nicht nur ein konstantes Piano und fast schon Pianissimo gehört, sondern auch ein attraktiv angehaucht-rauer Ton und fast schon so etwas wie ein Verschlucken der Phrasenenden. Bei seinem Spiel muss man ständig mitdenken, fast schon im Geiste die Töne selbst erzeugen, die Studnitzky nur andeutet, leise in sich hineinspielt oder lieber gleich weglässt. Kein Problem, wenn solch ein Variationskünstler wie Klein am Klavier sitzt und immer dann mit kompakten Rhythmen oder Melodie-Phantasien eingreift, wenn es allzu subtil wird.

Die beiden traten noch einmal im zweiten Konzertteil auf, bei dem es auch zu anderen hochinteressanten Verbindungen kam: Klein spielte mit dem Perkussionisten Alexei Gerassimez eine raffinierte Jazz-Adaption von Strawinskys „Feuervogel“-Suite, die Cellistin Anastasia Kobekina mit dem Signum-Saxophone-Quartett ein sinnlich-sehnsüchtiges Arrangement von Astor Piazzollas „Libertango“ und dann wieder Klein, Studnitzky und Gerassimez gemeinsam, sich gegenseitig musikalisch stimulierend, ehe schließlich alle zusammen einen fröhlichen Charleston als Abschluss darboten.

Omer Klein lobt das „Fratopia“-Konzept, bei dem die Musiker in der Mitte des Großen Saales statt auf der Bühne mitten um das herumgruppiertere Publikum spielen. Jemand habe ihn gefragt, ob ihn die vielen kleinen Kinder nicht beim Spielen störten, sagte er. Er sei allerdings eher irritiert, wenn er kein Kindertoben höre. Das sei er von den eigenen Kindern gewohnt. WOLFGANG SANDNER

Von bemerkenswerten Schnäbeln

Woran mag es liegen? An der Massentierhaltung? Am Artensterben? Am Anthropozän vielleicht, das soeben anbricht oder, wer weiß, womöglich schon in absehbarer Zeit zu Ende geht? Nun, keine Ahnung. Dass sich in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren eine wachsende Zahl von Ausstellungen insbesondere im deutschsprachigen Raum dem Thema Tier widmet, lässt sich indes nur schwerlich übersehen. Ob sich das Wiener Mumok im vergangenen Jahr auf die Suche nach dem „Tier in Dir“ machte, das Kunstmuseum Ravensburg hübsch tierlieb „we love animals“ hinausposaunte oder die Kunsthalle Emde kurzerhand „wild schön“ behauptete: Tiere sehen den Kunstbetrachter in den Museen allenthalben an.

Was, denkt man an die prähistorischen Zeugnisse künstlerischen Tuns in den Höhlen von Altamira und Lascaux, zunächst einmal nicht wirklich überraschend ist. Das Tier war immer schon ein Thema der Malerei wie der Skulptur. Allein die Wahrnehmung – der Kunst gerade so wie die des Kunstbetrachters – hat sich in den vergangenen Jahren merklich verschoben. Wenn nun die Kunsthalle Darmstadt sich mit „Animalia. Streifzüge von Los Angeles bis Mumbai“ zunächst ganz bruchlos einreihet in die lange Liste von Präsentationen zum Thema, dann geht es der von Ismail Mukadam und Kunsthallendirektor León Krempel eingerichteten Schau nicht in erster Linie um ein politisches Statement.

Auch wird man keine aus der Sammlung entwickelte Präsentation wie in Emden erwarten wollen – die Darmstädter Kunsthalle hat gar keine. Und es geht nicht um tierisches Bewusstsein, was immer das auch sei. Und auch eine Umkehrung des Blicks, wie es vor zwei Jahren die Opelvillen Rüsselsheim mit „Kunst für Tiere“ nahelegten, ist nicht vordringliches Ziel der Kuratoren. Das auch, durchaus, wenn etwa Lisa Korpos' „Olfactory Landscape for Dogs“ wohl vor allem die in der Ausstellung ausdrücklich zugelassenen Hunde in Aufregung versetzen dürfte. „Uns hat interessiert, was die Kunst mit dem Thema zu tun hat“, erläutert vielmehr Krempel die Idee der beiden Kuratoren, sich der Frage nach dem „Tier in Dir“ aus 30 unterschiedlichen, dezidiert künstlerischen Perspektiven zu nähern.

DARMSTADT Welches Bild machen wir uns vom Tier? „Animalia“ in der Kunsthalle Darmstadt versammelt künstlerische Blicke auf die Kreatur.

Von Christoph Schütte



Tiere sehen dich an:
Andreas Greiners „Heinrich cranio cervical“ (2015)
Foto Andreas Greiner/VG Bild-Kunst/Theo Bittzer

Es sind denn auch kaum von ungefähr Positionen wie Horst Haacks seit dem Jahr 2000 angelegtes „Bestiarium“ oder Sanna Kannistos in einem mobilen Fotostudio inszenierte Aufnahmen tropischer Pflanzen und Tiere, die am Anfang des Rundgangs stehen – und das künstlerische, der Wissenschaft abgeschauten Vorgehen des Sammelns, Erfassens und Katalogisierens mal subtil, mal, wie Mark Dion mit seinen „Bemerkenswerten Vogelschnäbeln“ früherer Documenta-Leiter, vor allem hübsch ironisch sogleich wieder infrage stellen. Vergleichbar großen und künstlerischen Raum nimmt unterdessen allenfalls das Thema Ausbeutung, Indienstnahme und Missbrauch ein, wie es Rolf Bier in seinen Textarbeiten ebenso reflektiert wie Katja Eckerts „Versuch der Herstellung einer Verbindung“ oder Neozoons „Shake Shake Shake“.

Eine durchaus leicht frösteln machende Installation aus acht dem Internet entnommenen Videos, in denen für viel Geld auf Safari gehende Großwildjäger mit ihren Trophäen stolz wie Oskar vor der Kamera posieren. Wie überhaupt die Videoarbeiten etwa des englischen Künstlerduos Olly/Suzi oder Basir Mahmoods „Feast of Sacrifice“ zu den stärksten Arbeiten der Schau gehören. Und doch sind es am Ende vier im Grunde schlichte Blätter Arnulf Rainers, die all die von „Animalia“ aufgeworfenen Fragen zusammenführen – und sich einer hier philosophisch, dort empathisch oder postkolonial motivierten Antwort klug enthalten.

Mehr als 40 Jahre ist es her, dass der österreichische Künstler, der im Dezember seinen 94. Geburtstag feiern kann, mit seiner „Parallel Malaktion“ mit einem Affen für Aufsehen sorgte und auf die mal mehr, mal weniger kreativen Äußerungen der Primaten in einer Folge von Papierarbeiten reagierte. Und mit „Schwarzer Hundekopf im Spinat“ oder „Beduinen erblicken eine Oase“ demonstrierte, was es heißt, sich einen Begriff von der Welt, den Dingen und der Kunst zu machen. Und was immer die abstrakten Blätter zeigen: Am Ende steht in jedem Fall ein Bild.

Animalia, Kunsthalle Darmstadt, Steubenplatz 1, ist bis 7. Januar mittwochs bis sonntags von 11 bis 17 Uhr geöffnet.



Mit Helm

Von Eva-Maria Magel

Wir haben auch schon Witze gemacht über unsere Retter. Die lieben Kollegen, die im Ernstfall dafür sorgen, dass wir alle das Gebäude verlassen, zügig, aber nicht hektisch, bis zum Sammelpunkt draußen. Die gelben Helme, die man ihnen vorsorglich zugestellt hat, damit wir sie besser erkennen, sehen nun mal lustig aus, so weit weg vom Kontext, in dem wir sonst so arbeiten. Es hat viel von Handwerk – aber einen Helm braucht man dafür in der Regel nicht.

Das ist hinter den Kulissen eines Theaters ganz anders. Dort arbeiten meist mehr Leute in Handwerk und technischen Berufen als Künstler, die spielen. Schwere Arbeitsschuhe und Helme gehören ins Alltagsbild. Gar nicht zum Alltag gehört aber auch dort der durchdringende Sirenton, mitten in der Probe. Hessisches Staatsballett, Staatstheater Darmstadt, Großes Haus: Erst einmal stoppen die Tänzer mitten in der Bewegung, dann kommt die Durchsage. Wegen einer technischen Störung müssen alle das Gebäude verlassen.

Etwas ungläubig bewegen sich Hunderte nach draußen, einen schickeren Sammelpunkt als den Georg-Büchner-Platz haben wohl nur wenige öffentliche Gebäude. Und weil die Prämisse „zügig, aber nicht hektisch“ doch etwas Spielraum lässt, haben manche noch den Teller mit ihrem Mittagessen aus der Theaterkantine mit vor die Tür genommen. Oder wissen die etwas, das die anderen nicht wissen? Niemand in den Grüppchen trägt Helm. Keine Feuerwehr biegt um die Ecke. Die Stimmung ist ausgesprochen entspannt. So ist das, wenn ein Probealarm ein ganzes Staatstheater das Theater einer Evakuierung spielen lässt.

Szenen einer Ehe

FRANKFURT Das Stalburg Theater zeigt eine Uraufführung von Nick Hornby

Wann die Probleme angefangen haben, wissen Louise und Tom nicht mehr. Aber nun stecken beide in einer ernsthaften Ehekrise. Eine Affäre von Louise führt schließlich zur Paarberatung. Doch das Zwei-Personen-Stück „Keiner hat gesagt, dass du ausziehen sollst“, dessen Uraufführung jetzt Rainer Ewerrien im Stalburg Theater inszeniert hat, schildert nicht die Therapiesitzungen selbst, sondern ausschließlich die jeweils wenige Minuten andauernden Treffen des (Noch-)Paares im Pub gegenüber. Dort kommen die beiden jede Woche vor der nächsten Sitzung auf ein Bier (Tom) und ein Glas Wein (Louise) zusammen, um die vergangene Woche aufzuarbeiten und sich auf das Kommende vorzubereiten.

In zehn Aufzügen, analog zu den zehn Kapiteln der Vorlage von Bestsellerautor Nick Hornby, sezieren die beiden ihre Ehe und was nach zwanzig Jahren außer den gemeinsamen Kindern von ihr übrig ist. Sie sprechen über Verletzungen und Geheimnisse, sind schonungslos und direkt, oft sarkastisch und mit bitterem Humor ausgestattet, wie es auch für die Romane des Briten Hornby typisch ist, der unter anderem mit „A long way down“ und „Fever Pitch“, seiner Hommage an den FC Arsenal, bekannt geworden ist. Dabei ist Hornby seit Jahren auch als Drehbuchautor erfolgreich, war für seine Vorlagen zu den

Filmen „An Education“ und „Brooklyn“ gar für den Oscar nominiert. „State of the Union“, wie „Keiner hat gesagt, dass du ausziehen sollst“ im Original und in der preisgekrönten Adaption als Fernsehserie

ANZEIGE

DI 07 NOV 20:00 Großer Saal
BERLINER PHILHARMONIKER
KIRILL PETRENKO Leitung
Werke von Reger und Strauss

ALTE OPER
FRANKFURT

TICKETS 069 1340 400/WWW.ALTEOPER.DE

von Regisseur Stephen Frears heißt, ist von vorneherein als Drehbuch angelegt und mit seinen pointierten Dialogen und verbalen Schlagabtauschen wunderbar für die Bühne geeignet.

Die Kulisse besteht nur aus wenigen Elementen, doch mehr braucht es auch nicht, um die Situation von Tom und Louise begreifbar zu machen. Im Zentrum der

angedeuteten Pub-Atmosphäre steht ohnehin der kleine Stehtisch mit den drei Stühlen, an dem das Paar diskutiert und zankt, Überraschendes teilt und Gefühle offenlegt. Politische Entscheidungen wie der Brexit kommen ebenso zur Sprache wie die eigenen Filmvorlieben und alltägliche Nickligkeiten.

Alice von Lindenau und Christoph Maasch überzeugen als strukturierte Ärztin Louise und als arbeitsloser Musikkritiker Tom. Einige sind sich die beiden vor allem bei der Beschreibung ihres Dilemmas: „Wenn der andere aufhört, einen zu nerven, dann wäre er nicht mehr derselbe“, sagt Louise am sechsten Abend, während Tom zunehmend ratlos entgegnet: „Ich soll derselbe bleiben und mich gleichzeitig ändern?“ Wie die beiden in dem mit Pause zweieinhalbstündigen Stück um einen Ausweg aus ihrer Ehekrise ringen, über andere Partner und Neuanfänge nachdenken, ist amüsant, das Publikum lacht zustimmend und hat die Darsteller mit anhaltendem Premierenbeifall gefeiert. NICOLE NADINE SELIGER

KEINER HAT GESAGT, DASS DU AUSZIEHEN SOLLST
Stalburg Theater, Glauburgstraße 80, nächste Vorstellungen am 30. September und von 13. Oktober an jeweils 20 Uhr.

Gesammelt aus Museen

FRANKFURT Max Brücks „Staub“ im Heussenstamm

Grau und schmutzig wie unter unserem Sofa sieht die Ausstellung aus. Doch andererseits, das ist nun mal der Lauf der Welt. Staub zu Staub, das gilt für alles, was krecht und fleucht. Auch für alles, was auf Dauer zu bewahren der Mensch sich vorgenommen hat. Freilich, wenn Max Brück mit „Staub“ dem Besucher des Heussenstamm-Raums genau das verspricht, was der dann in hübsch rotierender Bewegung in gewaltigen, von einem Gebläse belüfteten Vitrinen findet, dann geht es dem 1991 in Schotten geborenen Künstler nicht darum, den Verfall als solchen auszustellen.

Oder, in Anlehnung an die „Elevage de Poussière“ von Man Ray und Marcel Duchamp, vom eigenen Kehricht sich buchstäblich ein Bild zu machen. Brücks „Staub“, das sind zunächst nichts als die in den vergangenen Monaten in Frankfurter Museen, dem Stadel etwa, der Paulskirche aber auch oder dem Historischen Museum, zusammengeklauten Haare, Dübel, Flusen. Das sind abergerisene Eintrittskarten, Kippen oder Büroklammer, die sich hier zu Staubmäusen verklumpen, dort trennen und sich doch – ein Schelm, wer Böses dabei denkt – in einem geschlossenen System bewegen. Brücks Thema ist denn auch das Museum als solches. Und was es heißt, ein Museum, eine Sammlung zu entstauben.

Das kleine mittelhessische Museum, aus dem die Schaukästen stammen, hat schließlich genau das getan. Und ist seither geschlossen. Alles, was es hier zu sehen gab, ist bis auf Weiteres eingelagert. „Silberlöffel“ kann man unterdessen im Obergeschoss des Heussenstamm auf kleinen Täfelchen noch lesen, „Butterlampe“ oder auch „Schädelschale, Tibet, mit Silber ausgeschlagen“. Sonst gibt es nichts zu sehen. Die meisten Exponate sind vor langer Zeit als Schenkungen ans Haus gelangt. Und plötzlich scheint, was zunächst vor allem kurios erschien, von verblüffender Aktualität.

Nicht dass Brück, der in Warschau und an der Offenbacher Hochschule für Gestaltung studiert hat, mahnend den kunstpädagogischen Zeigefinger höbe. Fragen aber nach der Institution Museum, nach Erinnern, Besitz und Eigentum, kolonialen Machtstrukturen und nach der Provenienz der Schädeldecke, eines Hausaltars der Göttin Durga, sie stellen sich vor den leer geräumten Auslagen von ganz allein. Hin und wieder schaltet sich das Gebläse der Vitrinen ein. Und leise, grau und schmutzig wirbelt kurz der Staub. schü.

STAUB, Heussenstamm Stiftung, Frankfurt, Braubachstraße 34, bis 7. Oktober.

MANFRED HONECK
DIRIGENT
PABLO FERRÁNDEZ

12./13.10.2023
Alte Oper Frankfurt

ELYSIUM

BEETHOVEN 7
MOUSSA & SCHOSTAKOWITSCH

hr sinfonie orchester
FRANKFURT RADIO SYMPHONY

Raffinesse und Intensität

FRANKFURT Der Zeit voraus: Das Fabian Dudek Quartett brilliert in der Wartburgkirche

Auf eine beinahe unheimliche Art scheint Fabian Dudek stets seiner Zeit voraus zu sein. Vor dem Abitur war der Saxophonist aus Rüsselsheim Jungstudent an der Mainzer Universität. 2016 erhielt er, knapp 21 Jahre alt, mit seiner damaligen Band The Where Me?! das Frankfurter Jazzstipendium, weitere Preise und hochkarätige Stipendien folgten. Mittlerweile hat der Überflieger seinen Master an der Kölner Hochschule abgeschlossen, zwei Alben mit seinem aktuellen Quartett veröffentlicht und ein weiteres mit dem ebenso hörenswerten Sextett La Campagne eingespielt, das im Oktober herauskommen wird.

Nach längerer Konzertpause im Rhein-Main-Gebiet gastiert das Quartett auf Einladung der Frankfurter Jazz-Initiative nun in der Wartburgkirche – und das Repertoire enthält wiederum nur neue Stücke. Zweifelloso ragt Dudek nicht nur als äußerst versierter Saxophonist aus der weit-

läufigen Konkurrenz heraus, mindestens zu gleichen Teilen definiert er sich durch stetig sprudelnde Ideen, die in eindrückliche Kompositionen münden. Im Gegensatz zu anderen Vielschreibern zeigen seine Werke eine kontinuierliche Entwicklung und immer prägnanteren, detailscharfen Gestaltungswillen. Souverän findet Dudek eine ungewöhnliche Balance zwischen intellektueller Raffinesse und lebendiger Intensität.

Musikern aus Dudeks Generation ist das Denken in Genres fremd, lieber loten sie Schnittstellen, beispielsweise zwischen Jazz und zeitgenössischer Musik, immer weiter aus. Das Kölner Quartett lässt Übergänge von notierten und improvisierten Passagen verschwimmen, was das intuitive Einverständnis aller Beteiligten offenbart. Alle zeigen zudem ein substantielles Interesse an der Entwicklung von Strukturen, die konventionelle Formen des Jazz hinter sich lassen. Zwar ist das

Streben nach individuellem Ausdruck in improvisierten Soli auch bei Dudek und seinen Mitspielern noch zu erkennen, neben dem Bandleader kommt dabei besonders Pianist Felix Hauptmann zu exzellenten, teils spektakulären Ergebnissen. Es geht aber auch um den Fluss der Musik, der mal von Grooves gelenkt, mal von komplexer Rhythmik verwirbelt wird. Und um individualistische Themen, die teils dermaßen verschlungen sind, dass man sie erst nach einigen Wiederholungen komplett erfasst.

Manche Idee erschließt sich tatsächlich nicht sofort, aber dann doch als cleverer Schachzug. David Helm, der schon bei The Where Me?! mit Dudek spielte, wurde vor einiger Zeit vom Kontra- an den E-Bass „beordert“. Mit der Konsequenz, dass Helm nun nicht mehr die Saiten mit dem Bogen streichen kann, seine pulsierenden Linien und reduziert-hypnotischen Muster stattdessen vereinzelt Brücken in die Mo-

derne schlagen. Fabian Arends fokussiert und verfeinert seine klangvollen Schlagzeugsätze noch mehr, vielleicht auch wegen des ausgeprägten Halls der Wartburgkirche.

Die herausfordernde Akustik droht einige charakteristische Klangfarben, weite Intervallsprünge, lange Notenketten und rhythmische Phrasierungen Dudeks zu verwischen, besonders wenn Hauptmann per Synthesizer orgelähnliche Flächen dazu verlegt. Ungeachtet dessen wechselt das Quartett gekonnt von Transparenz zu beherzten Verdichtungen, lässt die Dynamik an- und abschwelen. Häufiger als früher setzt der Bandleader die Querflöte ein, auch eine Melodika. Hauptmanns weit ausgreifende, perlende Expressionen lassen mehr an Spätromantik und klassische Moderne als an Jazztraditionen denken. Naheliegenderes wird vermieden. So wird mit feinen Nuancen Spannung aufgebaut. NORBERT KRAMPF